

„Und es trieb die Rede mich an ...“
Festschrift zum 65. Geburtstag von Gert Ueding

„Und es trieb die Rede mich an ...“

Festschrift zum 65. Geburtstag von Gert Ueding

Herausgegeben vom Seminar für
Allgemeine Rhetorik, Tübingen
unter Federführung von
Joachim Knape, Olaf Kramer
und Peter Weit

Max Niemeyer Verlag Tübingen 2008



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliografie

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-484-10814-1

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2008
Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG
<http://www.niemeyer.de>

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Gerrit Knieps, Olaf Kramer

Druck und Einband: Hubert & Co, Göttingen

Inhalt

STATT EINES VORWORTS

<i>Friedrich Hölderlin</i> Der Wanderer	1
--	---

I. ANNÄHERUNGEN

<i>Lothar Schöne</i> Es knattert zu wenig im Karton. Ein Gespräch über Literatur und Kritik	5
<i>Gerhard Köpf</i> Ein langweiliger Brief	11
<i>Friedrich Wilhelm Korff</i> Über Schiller und Cassirer zu Heideggers verminter Katholizität. Ein Brief an meinen Promotionsstipendiaten	17
<i>Zsuzsanna Gahse</i> Telegramm aus London	21
<i>Walter Hinck</i> Schreibschule, Lebensschule, Literaturförderung	23
<i>Burghart Schmidt</i> Kunst und Forschung. Oder über Begreifweisen des Unbegreiflichen, das Neue und das <i>individuum ineffabile</i>	29
<i>Thomas Vogel</i> Auszug aus Samot Legovs Bericht von der „Tafelrunde der Tabakisten“, auch „Gesellschaft der löblichen Beförderer des Edlen und Guten“ genannt. Sie tage von 1777–1779 einmal wöchentlich	39

II. VON DEN SCHÖNEN KÜNSTEN

Rolf Hochhuth

Zum praktischen Gebrauch: Entstaubte Weltliteratur.

Gert Uedings *Abenteuer im Wirklichen*

oder *Die Gegenwart unserer Klassiker* 47

Manfred Beetz

Zur Diagnose von Vorurteilen in Lessings Frühwerk 53

Gert Sautermeister

Musik im Spiegel der Literatur. Mozart und *Don Giovanni*

zu Gast bei E.T.A. Hoffmann, Eduard Mörike

und Hans-Josef Ortheil 75

Tim Hagemann

Kierkegaard. Pollock. Verspöhl. Zur Rhetorik des

Abstrakten Expressionismus 103

Gerd Enno Rieger

Der lange Abschied von der eigenen Zukunft

im Spätwerk Ibsens 109

Joachim Dyck

Über die Begriffe „Geschichte“ und „Anthropologie“

bei Gottfried Benn. Ein Essay 119

Bernd Wirkus

Greco und Gewitterlicht. Über Hell-Dunkel-Metaphorik

in der Philosophie (Adorno, Bloch, Hegel) 129

Franz-Hubert Robling

Kenzersbergers *Untergang der Titanic* als Paradigma

eines „Schiffbruchs mit Zuschauer“ 149

III. IM REICH DER REDE

Hans Holländer

Spiele zwischen Reglement und Freiheit 163

Wolfgang Neuber

Similitudo und kulturelles Gedächtnis. Zur Rhetorik

der Alterität in der Frühen Neuzeit 181

Gérard Raulet

Politik der Rhetorik. Novalis' politische Theologie 199

Stefan Nienhaus

Anmerkungen zum Fehlen des ‚Knigge‘ in Knigges

Über den Umgang mit Menschen 233

Thomas Schirren

Hermeneutik und Rhetorik: „Man kann über alles reden,

und alles, was einer sagt, sollte man verstehen“ 243

Josef Kopperschmidt

Heideggers Weg nach Syrakus. Oder: Heidegger

liest Platons Höhlengleichnis 269

Peter L. Oesterreich

Empfindenkönnen. Fundamentalrhetorische Pathologie

im Ausgang von Heidegger und Aristoteles 287

Gregor Kalivoda

Hermann Herings homiletische Lehre und ihre

rhetorischen Implikationen 301

Olaf Kramer

Affekt und Figur. Rhetorische Praktiken der

Affekterregung und -darstellung 313

Joachim Knappe

Rhetorik zwischen Historismus und moderner Wissenschaft 327

Friedrich Hölderlin

Der Wanderer

Einsam stand ich und sah in die Afrikanischen dürrn
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab,
Reißendes! milder kaum, wie damals, da das Gebirg hier
Spaltend mit Strahlen der Gott Höhen und Tiefen gebaut.
Aber auf denen springt kein frisch aufgrünender Wald nicht
In die tönende Luft üppig und herrlich empor.
Unbekränzt ist die Stirne des Bergs und beredsame Bäche
Kennet er kaum, es erreicht selten die Quelle das Tal.
Keiner Herde vergeht am plätschernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein gastliches Dach.
Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
Aber die Wanderer flohn eilend, die Störche, vorbei.
Da bat ich um Wasser dich nicht, Natur! in der Wüste,
Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kamel.
Um der Haine Gesang, ach! um die Gärten des Vaters
Bat ich, vom wandernden Vogel der Heimat gemahnt.
Aber du sprachst zu mir: auch hier sind Götter und walten,
Groß ist ihr Maß, doch es mißt gern mit der Spanne der Mensch.

Und es trieb die Rede mich an, noch Andres zu suchen,
Fern zum nördlichen Pol kam ich in Schiffen herauf.
Still in der Hülse von Schnee schlief da das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrete seit Jahren des Tags.
Denn zu lang nicht schlang um die Erde den Arm der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und in Regen und Tau sprach er nicht freundlich zu ihr;
Und mich wunderte des und töricht sprach ich: o Mutter
Erde, verlierst du denn immer, als Witwe, die Zeit?
Nichts zu erzeugen ist ja und nichts zu pflegen in Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, wie der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürrtügen Schlaf schmeichelt sein Othem dich auf;
Daß, wie ein Samkorn, du die eiserne Schale zersprengest,
Los sich reißt und das Licht grüßt die entbundene Welt,

All' die gesammelte Kraft aufflammt in üppigem Frühling,
 Rosen glühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord.

Also sagt' ich und jetzt kehrt' ich an den Rhein, in die Heimat,
 Zärtlich, wie vormals, weh'n Lüfte der Jugend mich an;
 Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
 Offnen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
 Und das heilige Grün, der Zeuge des seligen, tiefen
 Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
 Alt bin ich geworden indes, mich bleichte der Eispol,
 Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
 Aber wenn einer auch am letzten der sterblichen Tage,
 Fernher kommend und müd bis in die Seele noch jetzt
 Widersähe dies Land, noch Einmal müßte die Wang' ihm
 Blüh'n, und erloschen fast, glänzte sein Auge noch auf.
 Seliges Tal des Rheins! kein Hügel ist ohne den Weinstock,
 Und mit der Traube Laub Mauer und Garten bekränzt,
 Und des heiligen Tranks sind voll im Strome die Schiffe,
 Städt' und Inseln, sie sind trunken von Weinen und Obst.
 Aber lächelnd und ernst ruht droben der Alte, der Taunus,
 Und mit Eichen bekränzt neiget der Freie das Haupt.

Und jetzt kommt vom Walde der Hirsch, aus Wolken das Tagslicht,
 Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
 Aber unten im Tal, wo die Blume sich nähret von Quellen,
 Streckt das Dörfchen bequem über die Wiese sich aus.
 Still ists hier. Fern rauscht die immer geschäftige Mühle,
 Aber das Neigen des Tags künden die Glocken mir an.
 Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
 Der heimkehrend dem Stier gerne die Schritte gebeut,
 Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein;
 Satt vom Sehen entschlief; aber die Wolken sind rot,
 Und am glänzenden See, wo der Hain das offene Hoftor
 Übergrünt und das Licht golden die Fenster umspielt,
 Dort empfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
 Wo mit den Pflanzen mich einst liebend der Vater erzog;
 Wo ich frei, wie Geflügelte, spielt' auf luftigen Ästen,
 Oder ins treue Blau blickte vom Gipfel des Hains.
 Treu auch bist du von je, treu auch dem Flüchtlinge blieben,
 Freundlich nimmst du, wie einst, Himmel der Heimat, mich auf.

Noch gedeihn die Pfirsiche mir, mich wundern die Blüten,
 Fast wie die Bäume steht herrlich mit Rosen der Strauch.
 Schwer ist worden indes von Früchten dunkel mein Kirschbaum,
 Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.

Auch zum Walde zieht mich, wie sonst, in die freiere Laube
Aus dem Garten der Pfad oder hinab an den Bach,
Wo ich lag, und den Mut erfreut' am Ruhme der Männer
Ahnender Schiffer; und das konnten die Sagen von euch,
Daß in die Meer' ich fort, in die Wüsten muß', ihr Gewalt'gen!
Ach! indes mich umsonst Vater und Mutter gesucht.
Aber wo sind sie? du schweigst? du zögerst? Hüter des Hauses!
Hab' ich gezögert doch auch! habe die Schritte gezählt,
Da ich nahet', und bin, gleich Pilgern, stille gestanden.
Aber gehe hinein, melde den Fremden, den Sohn,
Daß sich öffnen die Arm' und mir ihr Segen begeben,
Daß ich geweiht und gegönnt wieder die Schwelle mir sei!
Aber ich ahn' es schon, in heilige Fremden dahin sind
Nun auch sie mir, und nie kehret ihr Lieben zurück.

Vater und Mutter? und wenn noch Freunde leben, sie haben
Andres gewonnen, sie sind nimmer die Meinigen mehr.
Kommen werd' ich, wie sonst, und die alten, die Namen der Liebe
Nennen, beschwören das Herz, ob es noch schlage, wie sonst,
Aber stille werden sie sein. So bindet und scheidet
Manches die Zeit. Ich dünk' ihnen gestorben, sie mir.
Und so bin ich allein. Du aber, über den Wolken,
Vater des Vaterlands! mächtiger Äther! und du,
Erd' und Licht! ihr einigen drei, die walten und lieben,
Ewige Götter! mit euch brechen die Bande mir nie.
Ausgegangen von euch, mit euch auch bin ich gewandert,
Euch, ihr Freudigen, euch bring' ich erfahrner zurück.
Darum reiche mir nun, bis oben an von des Rheines
Warmen Bergen mit Wein reiche den Becher gefüllt!
Daß ich den Göttern zuerst und das Angedenken der Helden
Trinke, der Schiffer, und dann eures, ihr Trautesten! auch
Eltern und Freund'! und der Mühn und aller Leiden vergesse
Heut' und morgen und schnell unter den Heimischen sei.

Lothar Schöne

Es knattert zu wenig im Karton

Ein Gespräch über Literatur und Kritik

(Teilnehmer: Der Kritiker, Die Leserin, Der Autor, Der Verleger. Die Szene spielt bei reichhaltigem Buffet in einem Junginger Privathaus im Wohnzimmer des Kritikers.)

Die Leserin:

Kritiken ...? Also offen gesagt, Kritiken sind mir schnurz oder besser gesagt, sie sind mir schnurz geworden.

Der Verleger:

Und das sagt sie in Anwesenheit eines der wichtigsten Kritiker! Darf man vielleicht den Grund für das Schnurz erfahren?

Die Leserin:

Was ist der Mehrwert von Kritiken? Die meisten Bücher werden gelobt, gelobt und noch mal gelobt. Und wenn man dann selbst liest, stellt man fest, daß es großer Mist ist.

Der Autor:

Bitte, bitte! Bücher wollen differenziert beurteilt werden, vor allem, wenn es sich um Romane handelt.

Die Leserin:

Das ist ja die Crux. Viele Kritiker differenzieren sich zu Tode und vergessen dabei mich, die Leserin. Wenn ich mal ein Geheimnis verraten darf: Unsereins ist einfach gestrickt. Wir akzeptieren, Konsumenten zu sein und wollen wissen, ob die Ware, die wir kaufen sollen, genießbar ist. Das ist schon alles.

Der Verleger:

Da hat sie nicht ganz Unrecht. Bücher müssen verkäuflich sein.

Der Autor:

Wir wollen es uns doch nicht zu einfach machen. Die bunte Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht – soll sie entscheiden, was und wie wir schreiben?

Die Leserin:

Es hilft hier gar nicht, edle Klassiker zu zitieren. Also Leute, die von den entsprechenden Professoren mumifiziert worden sind und als Schreckgespenste ab und zu hochgehalten werden. In dem irrigen Glauben, es seien Leitfiguren. Außerdem lagen sie schon zu ihren Lebzeiten falsch. Den Dichter will ich sehen, der zu stiller Himmelsenge aufsteigt, weil nur dort ihm reine Freude blüht!

Der Autor:

Ach, nicht jedes Wort so wörtlich nehmen! Goethe wollte karikieren. Es geht doch darum, daß der Autor frei produzieren kann und sich nicht ständig umdrehen muß, ob eventuelle Leser noch da sind...

Der Verleger:

Ein Blick aufs Publikum kann auf keinen Fall schaden. Literatur ist schließlich ein Artikel, der sich mitunter schwer verkauft. Ohne Publikum keine Kunst. Wer da weltfremd ist, den beißt ein Kampfhund namens Ruin zu Tode.

Der Autor:

Der Verleger als Poet, auch nicht übel. Aber die Kunst ist wichtiger als das Publikum.

Der Verleger:

Wenn das Publikum vor der Kunst einschläft, deute ich das als Kritik. Die absolut tödlich sein kann.

Die Leserin:

Was sagt unser Kritiker denn zu alldem? Ist sein Schweigen vielleicht ein beredter Kommentar?

Der Kritiker:

Freunde, das hieße euch zustimmen. Und ihr werdet euch wundern. Ich stimme euch zu.

Der Autor:

Du gibst mir Recht?

Kritiker nickt.

Die Leserin:

Sie geben mir Recht?

Kritiker nickt.

Der Verleger:

Aber du kannst doch nicht beiden recht geben!

Der Kritiker:

Du hast auch Recht.

Die Leserin:

Ich weiß schon, was er sagen will. Er hat's schwer, ein harter Job, er muß es allen recht machen.

Der Kritiker:

Nicht muß. Ich soll es allen recht machen. Aber dieser Versuch gleicht einem Tanz auf der Rasierklinge. Deshalb verstehe ich unsere Leserin, wenn sie meint, daß ihr Kritiken schnuppe geworden sind.

Die Leserin:

Aha, ein Eingeständnis des Versagens.

Der Kritiker:

Ich will damit sagen, daß Literaturkritik mehr und mehr in die Belanglosigkeit gerutscht ist. Und das liegt daran ...

Der Verleger:

... daß zu viele Bücher auf den Markt kommen. Der Kritiker weiß nicht mehr ein noch aus.

Der Kritiker:

So viele belletristische Neuerscheinungen gibt es gar nicht, und lockende noch viel weniger. Die Verleger sind viel zu ängstlich, etwas zu wagen, das nach Risiko riecht.

Der Autor:

Ein wahres Wort! Hören Sie genau zu, Herr Verleger.

Der Kritiker:

Nein, es hat einen anderen Grund, warum die Kritik gelitten hat. Es liegt daran, daß sie nicht entschieden genug ist. Natürlich kann man ästhetische Produkte unterschiedlich beurteilen. Aber warum und wieso? Pro und Contra – darum geht es.

Die Leserin:

Sag ich doch. Im Fernsehen hör' ich immer nur Zustimmung, die vor Begeisterung überschwappt.

Der Verleger:

Wenn Sie die Sendung ‚Lesen‘ von der Heidenreich meinen – also, die ist äußerst hilfreich für uns.

Die Leserin:

Verstehe ich ja. Die gelobten Bücher machen Kasse. Versteh‘ auch das ethisch hochwertige Ziel, die Leute überhaupt zum Lesen zu bringen. Für Sie hilfreich, für mich aber nicht.

Der Kritiker:

Die Frage ist doch, warum ist diese Sendung erfolgreich? Sie befriedigt doch offenbar ein Bedürfnis.

Der Autor:

Sie befriedigt die Sucht nach einem Urteil. Gelobt wird bei ihr immer.

Der Kritiker:

Genau, sie bezieht Stellung, wenn auch nur in einer Richtung.

Die Leserin:

Weil die normalen Rezensenten Hasenfüße geworden sind. Ich meine jene gebildeten Germanisten mit ihren ellenlangen Artikeln. Da sieht man doch regelrecht verschüchterte Menschen vor ihrem Wortsalat sitzen. Die haben die Hosen voll. Viele Wörter und noch mehr Schiß. Angst vor einem Urteil. Angst vor einem Verriß? (*lachend zum Kritiker*) Sie sind ein Kritiker, also ein Feigling. (*besinnt sich*) Na ja, bei Ihnen trifft das gerade nicht zu.

Der Kritiker (unbeirrt):

Nein, nein, genauso ist es, jedenfalls sehr häufig. Kritiker sind oft Angsthasen. Man lebt ja auch viel angenehmer, wenn man Lob verteilt statt zu sagen, was man denkt. Nur ist eben eine Grundbedingung dieses Berufs, Konflikte nicht zu scheuen. Der Kritiker sollte etwas besitzen, was man ihm meist nicht zutraut, nämlich Leidenschaft. Leidenschaft für seinen Gegenstand. Ist die nicht vorhanden, verkommt er zu einem Feld-Wald-und-Wiesen-Journalisten, er wird eine Art Dienst-leister für literarisch Interessierte.

Die Leserin:

Eben! Und das macht ihn so fad.

Der Autor:

Leidenschaft ist gut, aber folgt daraus nicht Überheblichkeit, eine gewisse Besserwisserei, ich wittere sogar Größenwahn.

Die Leserin:

Na und? Soll er größenwahnsinnig sein. Ich verzeihe es ihm, wenn er nur originell ist. Und wenn es noch andere Größenwahnsinnige gibt.

Der Verleger:

Auf jeden Fall müßte ein Gegenpol da sein, Kontrahenten, Rivalen. Daran hapert's bei uns. Es knattert zu wenig im Karton. In der Weimarer Zeit gab es Kritiker vom Schlage Kerr und Ihering, die haben mit Säbel und Krummschwert gekämpft und weder sich noch den Gegner geschont, vor allem, als es um Brecht ging ...

Der Autor:

Na und, was hatte Brecht davon?

Der Verleger:

Sehr viel. Er wurde zum Mittelpunkt des Interesses. Seine Stücke wurden gespielt, seine Gedichte gelesen. Es ist immer äußerst günstig für ein Buch, wenn der eine Kritiker schreibt, hier handelt es sich um Ramsch, und der andere es als Juwel preist. Ganz allgemein ist mir ein großer Verriß lieber als eine kleine Zustimmung.

Der Kritiker:

Ich glaube, Leidenschaft ist die eine Fähigkeit des Kritikers, Mut die andere. Aber es kommt noch etwas hinzu. Ihr werdet mir nicht glauben, wenn ich sage: der Kritiker sollte auch ein Verführer sein.

Die Leserin:

Sehr gern! Ich bin dabei.

Der Autor:

Augenblick mal! Leidenschaft und Mut sind okay, wenn er auch die Fähigkeit besitzt, Urteile zu begründen. Machen wir uns doch nichts vor. Romane können gelungen und mißlungen zugleich sein. Das muß der Kritiker auch sagen. Es gibt nicht nur schwarz oder weiß ...

Die Leserin:

Für wen schreibt der Kritiker eigentlich? Für den Autor oder für mich? Der verständige und einfühlsame Rezensent, der nachträglich den Roman lektoriert und den Autor auf keinen Fall vor den Kopf stoßen will – das ist doch ein Langweiler.

Der Verleger:

Wir dürfen eines nicht vergessen. Interessante Kritiker mit eigener Meinung haben meist eine bestimmte Kunstvorstellung. Die Romantiker lehnten Goethe

ab, Clemens Brentano fand als Rezensent die Literatur seiner Zeit geistlos und impotent. Solche Kritiker wollen eigentlich Literaturpolitik machen.

Die Leserin:

Akzeptiere ich auch, wenn sie dabei nur witzig sind.

Der Autor:

Sie akzeptieren wohl alles, wenn es nur zu Ihrem Genuß geschieht.

Die Leserin:

Sehr richtig erkannt. Deshalb bin ich ja eine Leserin. (*sich müde zurücklehnend*) Genuß erwarte ich übrigens auch von Ihren Büchern.

Der Autor (zum Kritiker):

Aber wie war das noch mal mit dem Verführer? Verführen zum ...

Der Kritiker:

Zum Lesen natürlich. Der gute Kritiker besitzt die Fähigkeit, seinen Lesern den Mund wässrig zu machen und läßt sie zu etwas greifen, das nur aus Papier besteht. Nichts als Buchstaben und Worte. Und doch bringt er es fertig, ihnen klar zu machen, daß dieses in zwei Deckel gebundene Päckchen Papier ein Abenteuer verspricht, eine unbekannte Möglichkeit, eine Entführung in eine andere Welt, die sie sonst nie kennen lernen würden.

Die Leserin:

Wunderbar. Der Kritiker als Magier. Und als Liebender. Ich fasse das als Liebeserklärung an mich auf.

Der Kritiker:

Nicht nur an Sie. Sie gilt auch der Literatur und denen, die sie schaffen.

Gerhard Köpf

Ein langweiliger Brief

Lieber Gert,

was Dich nach Deiner Emeritierung erwartet, weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich, und das gehört zu den wenigen Dingen, die ich überhaupt weiß, was Dich nicht erwartet: nämlich Langeweile. Deshalb wage ich ein paar Gedanken zu diesem abseitigen Thema.

Die Langeweile scheint so alt wie die Menschheit, und es gibt kaum einen, der sie nicht kennt: der Alte, der Einsame ebenso wie der Wartende, der Spielsüchtige, der Depressive oder der Schlaflose, das hyperaktive Kind und derjenige, der einen immer neuen „Kick“ braucht. Die Psychiatrie spricht in solchen Fällen von einem HSS-Syndrom: *high sensation seeking*. Die Langeweile ist ein Luxusgeschöpf, und ihr paßt jedes Kostüm: das der Gottesferne wie das der postmodernen Beliebigkeit. Senecas Toga, gewoben aus dem lebensüberdrüssigen *Tedium vitae*, steht ihr ebenso gut wie die Mönchskutte, die sich, den 91. Psalm im Ohr, der *Mittagsdämon* des Hl. Hieronymus überstreift, ehe er seine Nase in den *Horror vacui* steckt. Die saftige antike Humoralpathologie, die sich in die *Melencolia* eines Dürer hinein schmuggelt, wovon noch Ezra Pound und Günter Grass zehren werden, ist ohne Faltenwurf kompatibel mit den saturnalischen Schnittmustern der *Acedia*, die bei Thomas von Aquin als sündhafte Trauer, im Purgatorium seines Schülers Dante schon als *Accidiosi* auftritt. Kurz: Wir haben es beim Thema Langeweile mit einer Konstanten zu tun. Selbst inmitten der tobenden Spaßgesellschaft hat sie sich klammheimlich breit gemacht und sich in den Salons der fröhlichen Apokalypse ihr Spielzimmer eingerichtet. Nein, die Langeweile ist kein spezifisches Phänomen unserer Tage, sondern sie gehört zu den elementaren Befindlichkeiten des Menschen, weil sie auf seinem Verlangen nach einem erfüllten Dasein beruht. Anders gesagt: Die Frage nach der Langeweile ist die Frage nach dem Sinn. Das gilt seit Anbeginn.

Glaut man Kierkegaard, so war im Anfang nicht das Wort, sondern die Langeweile: Erst langweilten sich die Götter. Sie schufen den Menschen. Dann langweilte sich Adam. Eva wurde ihm beigegeben. Dann langweilten sich Adam und Eva en famille, schließlich die Menschheit en masse, und als man den Babylonischen Turm baute, war die Langeweile bereits so groß, wie der Turm hoch war. Nietzsche dagegen meinte, in leidenschaftlichem Widerspruch zu Schiller, nicht mit der Dummheit, sondern gegen die Langeweile kämpfen Götter selbst vergebens. Die Zahl der Aphorismen über Langeweile ist Legion.

Aber einige sind so gut, daß man sie nicht übergehen darf, weil sie Geschichte und Differenziertheit demonstrieren. So sagte Goethe: Langeweile ist ein böses Kraut, aber auch eine Würze, die viel verdaut. Das böse Kraut, das auch Gutes tun kann: ist das nicht die laienhafte Vorstellung von Pharmakologie? Nietzsche warnt davor, die Langeweile ausschließlich negativ zu sehen: Wer sich völlig gegen die Langeweile verschanzt, verschanzt sich auch gegen sich selbst.

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist die Langeweile je nach Sprachregion verschieden. Während dem Österreicher fad ist, wenn er sich fadisiert, zeigt sich der Schweizer desinteressiert, wenn etwas langfädig ist, indes man jenseits des Mains nur angeödet ist. Unsere gebildeten, sprachgeschichtlich sensiblen Großeltern hätten sich noch ennuyiert, sofern sie bei einer fatiganten oder fastidiösen Lektüre fast eingeschlafen wären. Heutzutage sind die Präfixe derber, denn unseren Zeitgenossen ist entweder stink- oder gleich gar sterbenslangweilig. Langweilig ist für den lauten Reich-Ranicki das schlimmste Verdikt.

Zurück zu Goethes Diktum, Langeweile sei *ein böses Kraut* ... Theologisch beleuchtet ist sie ein Laster nahezu alttestamentarischen Ausmaßes. Das wußten die Kirchenväter und legten mit ihrer moralischen Betrachtung des Phänomens eine über Jahrhunderte eherne Koordinate bei der Bewertung fest. Langeweile paßte auch nicht ins dichotomische Schema von *Vita activa* und *Vita contemplativa*. Noch Blaise Pascal schrieb: *Nichts ist so unerträglich für den Menschen, als sich in einer vollkommenen Ruhe zu befinden, ohne Leidenschaft, ohne Geschäfte, ohne Zerstreung, ohne Beschäftigung. Er wird dann sein Nichts fühlen, seine Preisgegebenheit, seine Unzulänglichkeit, seine Abhängigkeit, seine Ohnmacht, seine Leere. Unaufhörlich wird aus dem Grund seiner Seele der Ennui aufsteigen, die Schwärze, die Traurigkeit, der Kummer, der Verzicht, die Verzweiflung.* Zum moralischen Verdikt ist eine medizinische Komponente getreten, denn es fällt auf, wie Pascal hier bereits auf die medizinisch relevante Symptomatik verweist. Das Zitat demonstriert aber auch: Langeweile ist eine Domäne der Philosophie. Für Kant ist sie die *Anekelung seiner eigenen Existenz aus der Leerheit des Gemüts an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich strebt*. Sie ergebe sich daraus, daß man auf sein Leben und die Zeit aufmerksam sei. Das Leben sei eben *ein Antrieb, jeden Zeitpunkt, darin wir sind, zu verlassen und in den folgenden überzugehen*. Die in der Langeweile wahrgenommene *Leere an Empfindungen* erzeuge ein *Grauen (horror vacui)*. Langeweile sei dort, wo *wenig Wechsel der Vorstellungen* bestehe.

Wo die Leere beschrieben wird, ist die Definition des Nichts nicht fern, das dem Spötter Abbé Ferdinando Galiani angesichts seiner unfreiwilligen Abberufung aus dem Paris eines Diderot zur *Mutter der Langeweile* wird. So sei es auch verständlich, daß einer im Zustand der Langeweile schlichtweg *nichts* empfinde. Als Gegenmittel empfiehlt der Abbé nicht die Zerstreung, sondern eine Erziehung, die auf das Ertragen der Langeweile pädagogisch vorbereite. Bei Schopenhauer wird die Langeweile endgültig zum Symptom eines Lebens ohne *positives Ziel* (Scherer). Somit trägt sie zum Elend dieses Daseins bei. Das

Lähmende in ihr wird wortreich beschrieben und beklagt, denn es erzeuge Mangel, der in Schmerz münde. Da alles Glück hienieden flüchtig sei, bleibe dem Menschen nur ein *mattes Sehnen ohne bestimmtes Objekt*. Bedürfnis und Illusion halten nach Schopenhauer eine leer laufende Maschinerie in Gang, die erst recht dazu geeignet ist, die Wertlosigkeit des Daseins zu demonstrieren. Lediglich im Alter reduziere sich die Langeweile, weil dem Greis die kürzer werdenden Tage schneller dahingehen als dem Jüngling. Noch der rumänisch-französische Philosoph Emile Michel Cioran verbindet mit Langeweile das konventionalisierte *Gefühl der Leere* und der *Substanzlosigkeit*, sieht darin aber zugleich paradoxerweise die Initiation seiner *philosophischen Reflexionen* und versichert, man erfahre auf dem *Gipfel der Langeweile* den *Sinn des Nichts* und somit die *Möglichkeit, das Absolute zu erfahren, so etwa wie den letzten Augenblick*.

Damit rücken Langeweile und Tod einander näher. Der Gedanke ist nicht neu: Graf Giacomo Leopardi, aufgrund seiner pessimistischen Weltsicht oft Schopenhauer zur Seite gestellt, ist in seinen 1817 begonnenen Aufzeichnungen mit dem Titel *Zibaldone* dem Phänomen auf den anthropologischen wie biologischen Grund gegangen und zu dem Ergebnis gelangt, Langeweile sei *nicht nur eine Tochter der Nichtigkeit, sondern gleichzeitig Mutter des Nichts*. Scheinbar paradox klingt seine Schlußfolgerung, Langeweile sei nichtsdestotrotz eine *Leidenschaft*, eben weil es in der menschlichen Psyche keine absolute Leere gebe und der Geist nie ohne Leidenschaft sein könne. Vor diesem Hintergrund kommt Friedhelm Decher zu folgender Bewertung: *Vor nichts, so könnte man Leopardis Analyse der Langeweile zusammenfassen, fürchtet sich der Mensch mehr als vor dem Nichts – vor allem vor dem Nichts in der eigenen Seele, vor das einen die Langeweile führt. Denn dann fühlt er seine eigene Nichtigkeit, dann läßt ihn der Vorgeschmack des eigenen Todes erschauern*.

Überschauen wir die Reihe unserer Gewährsmänner, so stellen wir einen Primat der Philosophie fest. In ihr scheint sie reflektorisch beheimatet. Wo freilich Walther Rehm zufolge Wesen und Grund der Langeweile *eine wirklich gültige und literarische Form gefunden haben*, ist der Roman *Oblomow* (1859) von Iwan Gontscharow. Die *Oblomowerei* repräsentiert ein komplexes System, das weder nur mit Faulheit noch mit Langeweile hinreichend erfaßt wäre. Es handelt sich vielmehr um ein ganzheitliches Lebensprinzip, das vor dem Hintergrund der absterbenden russischen Feudalgesellschaft zu deuten ist. Oblomows Zentrum ist sein Bett. Allein der Versuch, dieses unter tätiger Mithilfe von sieben wohlmeinenden Besuchern zu verlassen, ist dem Autor mehr als 200 Seiten wert. Meistens liegt Oblomow im Schlafrock auf seinem geliebten Petersburger Diwan. Ursache sind weder Krankheit noch genußvolle Faulenzerei, sondern *es war sein normaler Zustand*. Der Landedelmann freut sich, keinen Vortrag hören und keine Schriftstücke bearbeiten zu müssen. Aufregende Unternehmungen sind ihm ein Gräuel. Das aktive Leben kennt er von seiner früheren Tätigkeit auf einem Amt. Es brachte nur *Angst und große Langeweile über ihn*. Jetzt zieht er es vor, sich *Zeit für seine Gefühle und Einfälle* zu nehmen, die er zwar ständig produziert, aber nie ausführt. Die geschäftige

Umwelt, allen voran sein geschäftiger Freund Stolz, langweilt ihn – wie er sich auch selbst langweilt: *Die Langeweile hatte sich in seine Augen hinein gefressen und schaute aus ihnen wie eine Krankheit heraus*. Die Gegenwelt besteht aus Träumen von einer glücklichen Kindheit sowie von einem künftigen paradiesischen Landleben – ein Blick, der sich freilich erst aus dem Rückzug von der *Vita activa* einstellt. Nicht einmal den seelischen Anstrengungen der Liebe ist Oblomow mehr gewachsen. So verliert er Olga an den tüchtigen Geschäftsmann Stolz. Die Figur des Oblomow geht jedoch weit über eine bloß verzerrte Darstellung einer Erkrankung des Willens und der menschlichen Tatkraft hinaus. Sie ist so vieldimensional und kontrovers gedeutet, wie es nur eine Figur der Weltliteratur sein kann. Die schon von Gontscharow gebrauchte Bezeichnung *Oblomowist* wurde durch Masciochi und Dietrich in die Psychiatrie eingeführt, wo sie einen willensschwachen Psychopathen bezeichnet, der wegen Apathie, Faulheit und Parasitismus meist untätig im Bett liegt und andere für sich sorgen läßt, obgleich er in intellektueller Hinsicht normal ist.

Mit Gontscharow hat sich die Langeweile als Philosophem endgültig in die Literatur eingeschrieben. Schönstes Beispiel ist vielleicht Anton Tschechows *Langweilige Geschichte*. Baudelaires Begriff für sie lautet *Ennui* und umreißt die Affektlage des damaligen Großstadtmenschen, unentschieden pendelnd zwischen Citoyen und Bohemien. Seine einzigen Konstanten scheinen Entfremdung, Ekel und Abscheu, wengleich christlich-platonisch die Sünde stets dann wie im Palimpsest durchscheint, sobald es um *Fascinatum et Tremendum* des Bösen geht. Folgerichtig rechnet Baudelaire die Langeweile zur *schändlichen Menagerie unserer Laster*. Für ihn sind die Begriffe *Ennui* und *Spleen* identisch. *Spleen* geht zurück auf das mittellenglische *splen* und bedeutet zunächst Milz und Milzsucht. Die Milzkrankheit heißt auch Hypochondrie. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist bereits von der *Englischen Krankheit* die Rede, die im privaten wie im gesellschaftlichen Leben eine bedeutende Rolle spielt. Es geht um Übellaunigkeit und Nörgelei, Verdrießlichkeit und Trübsinn. Affektierte Müdigkeit und Überdruß gehen Hand in Hand und bewirken Rückzug und Weltflucht. Freilich wird die selbst gewählte Einsamkeit zugleich kultiviert und ins Hypertrophe, später ins Blasierte stilisiert. Für Baudelaire aber heißt *Spleen*: *Ennui de toutes choses*. Die sich darauf berufenden Dandys möblieren ihre blasierte Langeweile so kultiviert wie ihren verspiegelten Salon. Deshalb neigen sie zu Ausstattungssorgen, wie sie uns in den Filmen des *Décadence*-Spezialisten Visconti dokumentiert sind.

Werner Sombart beschrieb 1912 in seiner *Studie Liebe, Luxus und Kapitalismus* die Geburt der Moderne aus dem Geiste der sinnentleerten Verschwendung. In seiner Habilitationsschrift *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne* hat Hartmut Rosa 2005 darauf aufmerksam gemacht, daß die periodischen Klagen über die Erhöhung des Lebenstempos von einem Subtext begleitet werden, der die Ereignislosigkeit im *rasenden Stillstand* beklagt: *L'ennui wird zum Schlagwort just zu einer Zeit, in der die industrielle Revolution die Geschwindigkeit in allen Bereichen der menschlichen Erfahrung vervielfachte*. Unter einer sich rasch wandelnden Oberfläche

sieht Rosa die *Verlangsamungskräfte* als paradoxe Kehrseite neuzeitlicher Dynamisierungsprozesse mit den Ausprägungen von *ennui* und *existentieller Langeweile* am Werk. Die kulturelle Diagnose beginnt mit der *Acedia* in der Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts, säkularisiert sich als *Melancholie*, geht über in die *ennui*, um als *Neurasthenie* von Alfred de Musset zum *mal du siècle* erklärt zu werden, womit zum aktuellen Kontext von *Depression* aufgeschlossen wird.

Verwunderlich ist, daß sich ausgerechnet die 68er Generation mit Langeweile beschäftigt. Man vermutet sie weit eher in hitzig ideologischen Grundsatzdiskussionen und Demonstrationen. Mit dem Theaterstück *Magic Afternoon* gelang dem Grazer Dramatiker Wolfgang Bauer 1968 der Durchbruch. Zwei Paare, Charlie und Birgit, Joe und Monika, auf den ersten Blick Typen einer hyperrealistischen Milieustudie aus der Bohème, wissen herzlich wenig mit einem angebrochenen Nachmittag anzufangen. Im Grunde genommen ist ihnen fad. Über ihren Geplänkeln und Gesprächen liegt gerade deshalb von Anfang an eine nervöse Unruhe, die sich schließlich zur Aggressivität steigert, analog dem Gewitter, das draußen aufzieht. Jeder Held hat sein Wetter. Das Lebens- und Zeitgefühl gelangweilter Orientierungslosigkeit mündet in Gewalt, denn die Personen langweilen sich im buchstäblichen und im übertragenen Sinne zu Tode.

Fast zeitgleich äußert sich der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel über die Langeweile und gewinnt ihr einen produktiv-künstlerischen Aspekt ab. Als schlechter Fußballspieler habe er sich in seiner Kindheit ständig gelangweilt und deshalb begonnen, sich aus der Stadtbibliothek die Werke der Weltliteratur auszuleihen – und auch zu lesen. Auch so kann man Schriftsteller werden.

Die literarische Gegenwart scheint von solcher Motivation weit entfernt. Insbesondere Schriftstellerinnen der *Generation Golf*, aufgewachsen im Wohlstand, scheinen mit der ihnen zur Verfügung stehenden vielen Zeit ihre liebe Not zu haben. So drehen sich die an der Grenze zum Disgrammatischen angesiedelten Erzählungen in dem Band *Sommerhaus, später* (1998) der im *Spiegel* als *Neues Fräuleinwunder* identifizierten Autorin Judith Hermann überwiegend um das, was Langeweile mit sich bringt und nach sich zieht. Das abgeschmackt Abgestandene wird, geschminkt mit Gender-Attitüde, zum Thema einer handlungsleeren *Short-Cut-Literatur* (Vorbild: Raymond Carver) der Belanglosigkeit, in welcher der Kritiker Karasek beflissen den *Sound einer Generation* erkennt.

Therapie:

In seinen Reflexionen über den *Besuch vom Mittagsdämon* diskutiert Friedhelm Decher unterschiedliche historische Therapiemodelle. Erfolglos ist etwa die Reisewut, worauf schon Seneca verweist, denn wer sich selbst flieht, trägt schwer am eigenen Gepäck. Champagner und Kartenspiel in geselliger Runde? Schopenhauer warnt eindringlich davor, denn Langeweile macht per se einsam, und er ist sich mit Pascal darin einig, daß in der sinn- und gottfernen oberflächlichen Zerstreung kein Heil liegt. Das therapeutische Konzept mit den größten

Erfolgsaussichten kommt von Montaigne. In seinem Essai *Über die Erfahrung* zielt er nicht auf den Zeitvertreib, mit dem die Zeit eben vertrieben, d.h. nicht genutzt wird. Er rät zu einer grundsätzlich lebensbejahenden Einstellung, um die vielerlei Chancen und Möglichkeiten sinnvoll zu nützen, *die uns das Leben anvertraut hat*. Auf eine Kurzformel gebracht heißt dies bei Friedhelm Decher: *Nicht die Langeweile vertreiben, sondern erst gar keine aufkommen lassen*. Der tätige Mensch ist, dem Philosophen Claude Adrien Helvéticus zufolge, der glückliche Mensch, wobei er tätig sein kann durchaus auch ohne jenen Stachel namens Schmerz, auf den Kant abhebt. Ein weises Rezept stellt auch Sir Bertrand Russel mit der Empfehlung eines ausgewogenen Verhältnisses zwischen Einförmigkeit und Anregung nach dem Muster von *Ebbe und Flut des irdischen Lebens*.

Als Grundsubstanzen eines Antiennuikums gelten Zerstreung, Aktivität und schließlich eine gelassene, heiter kontemplative Haltung nach Montaigne. Sinnggebung ist und bleibt unverzichtbar. Sie wird nicht ohne Transzendenz auskommen. Der Beipackzettel sollte darauf hinweisen, daß es sich jeweils nur um eine symptomatische Therapie handeln kann: Linderung ohne endgültige Beseitigung. Denn nicht einmal das stoische Ertragen der Langeweile kann darüber hinwegtäuschen, daß es sich bei ihr um einen Bestandteil der *Conditio humana* handelt, in welcher Verkleidung sie uns auch immer begegnet. Und bekanntlich paßt der Langeweile jedes Kostüm, vor allem das des Glamours, definiert durch Luxus, Selbstzerstörung und empor geschminktes Spießertum. Der Große Gatsby ist nur das literarische Substrat. Seither ist sie, wie so vieles, auf den Hund gekommen. Derzeit tritt sie auch unter dem Namen Paris Hilton auf. Wir sind ihrer längst überdrüssig.

Herzlichst

Dein alter Köpf

Friedrich Wilhelm Korff

Über Schiller und Cassirer zu Heideggers verminter Katholizität

Ein Brief an meinen Promotionsstipendiaten

Lieber Benjamin,

von der Weltreise zurück und den Stapel Briefe sondierend, finde ich das Schreiben vom 26. 1. 2007. Ich verspüre geisteswissenschaftliche Weltferne im Projekt, und die will ich sanft austreiben.

1.) Cassirer ist eine gute Adresse. Klar, gründlich und vom Zeitgeist einigermassen ungetrübt, historisch aus den Sachen und wenig an sie herantragend. Ich habe mich immer geärgert, daß Heidegger Cassirer beeindrucken konnte, mit seiner aus Kierkegaard und Husserl zusammengebastelten, vom „eigentlichen Sein ergriffenen“ Ontologie, der eine darum wenig bekümmerte und sich den NAZIS anbequemende Professorenpraxis folgte. Heidegger verweigerte das Risiko, „Untermenschen“ zu unterstützen, und nahm Verrat an seinem alten Lehrer Husserl in Kauf. Als „anthropologische Wende“ in der Philosophie hat sogar Cassirer „Sein und Zeit“ gelobt, aber, ihrer Folgen noch nicht gegenwärtig, hat er sie über seine alte aristotelische Ethik in der von Thomas akzeptierten Form christlicher Lebensdisziplin gestellt. Das war ein Fehler, denn diese ist über 2000 Jahre alt, belebt immer noch, und ist auch meine.

2.) Theorie praktisch zu nennen, ist eine Illusion, der vermutlich Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft“ im großen Stil erlegen ist. Sie ist sogar in den Händen der Mediokren kaum mehr als eine Etikettenfälschung gewesen, der besonders unsere 68-iger verfielen, als sich ihre Mitläufer an der Hochschule nicht um ihr sozialistisches Gewissen und um die Studenten kümmerten, sondern um ihre Pfründen. Das nannten sie „Praxis“ oder „Besitzstandswahrung“ (obwohl sie vom Eigentum nichts hielten), aber der Zufall und nicht irgendwelche Notwendigkeit in der von ihnen in Hörsälen besetzten Geschichte will es, daß in jeder Praxis der Teufel im Detail steckt (worum sich die Theorie zunächst nicht zu kümmern braucht, damit aber dann wenig später beschäftigen muß. Und wenn sie Glück hat, ist sie bereits etabliert und hält eine gewisse Zeit mit Macht nieder. Und wenn sie kein Glück hat, stirbt die Theorie an ihrer Praxis sofort.) Widersprüche und Schwierigkeiten werden also handelnd in tatsächlicher Praxis und nicht in herrschaftsfreier Diskussion oder gar auf dem bedruckten Papier sichtbar, so daß die Verkaterung über eine so schlimm geschaffene Gegenwart, angesichts herrlicher prophetischer Prophezeiungen aus

der Vergangenheit, die energische Rückbesinnung auf eine menschenwürdige Praxis zum Tod sozialistischer Theorien geworden ist. S. die DDR, UDSSR, Kuba etc. Folgerung daraus: Achtung auf die Eigendynamik der Begriffe!

3.) Dies gilt auch für das Verhältnis von Ästhetik und Moralphilosophie. Will man Schiller nur historisch in seiner Zeit darstellen, nun gut, das gibt eine Studie mehr unter vielen. Will man aber, wie Benjamin L., mehr, (ein mehr, das ich Schillers Bestrebungen nicht absprechen will), so müssen die Gedanken an den Realisationen gemessen werden und nicht am Utopiequantum, das als bloßes „Gedankending/noumenon“ sowieso auf keiner Waage meßbar ist. Daß Schiller die Kantische Erkenntnis auf einen Dualismus von Geist und Stoff, Freiheit und Notwendigkeit reduziert, halte ich für einen gewaltigen Mißgriff und für eine Reprimitivierung Kants, dessen multiple Ansätze seiner Vernunftbegriffe im Kategoriensystem und Urteilstafel stets einander ergänzend, angrenzend und ineinander übergehend, niemals aber *sich ausschließend* von ihm gesehen wurden (und wenn, dann als Trugschluß im Urteil, „Kritik der reinen Vernunft“ B 422 „Euthanasie der reinen Vernunft“ oder B 434 „Mißverständnis der rationalen Vernunft“). Denn sieht man es so wie Schiller, werden die Begriffe Freiheit und Notwendigkeit schon auf dem Papier einer abstrakten Versöhnung in „Anmut und Würde“ bedürftig, wie sie sehr selten in einer historischen Praxis erblickt, und schon gar nicht in der heutigen, da solche Lebensanweisungen den Konsum- wie Lebensspaßdemokraten abwegig und lächerlich erscheinen, also in der Regel trivialrhetorisch formuliert, altväterlich wirken, allenfalls von Zeit zu Zeit nach der Herrschaft quälender Machtausübung in unserem theoretischen Wunschdenken ersehnt worden sind. In diesem Sinne ist der „Klassiker“ Schiller sowohl von preußischen Schulmeistern des 19. Jh. und der Weimarer Klassik, wie von den Star-Ästhetern des Sozialismus wie Lukács u.a. mißbrauchbar, das heißt als „Vorschein“ positiv interpretierbar gewesen. Anmut und Würde werden dann zu Programmen aus Begriffsschmieden, klingende Begriffe, wie sie an keinem Honecker oder einem anderen Parteifunktionär glaubhaft, und nur in den Schulbüchern vorhanden waren. Wenn sie aber wirklich auftreten, so treten diese Eigenschaften bescheiden praktiziert und stets theorielos in Menschen wie Albert Schweitzer, Gandhi und Mutter Theresa auf, die in der Diaspora litten und nicht auf der Bühne als „Don Karlos“ glänzten. Den Tadel, rhetorische Vorzeigestücke zu sein, müssen mittlerweile auch Brechts „Mutter Courage“ und „Galilei“ ertragen. Wie sich eine „Kultur von der praktischen Orientierung auf das ästhetische Selbstverständnis“ zurückwendet, kann man also nicht an der Aufklärung zeigen. Sie hat, rückwärts gewandt, ihre Staub abblasenden Meriten, vorwärts gewandt wenig Schönes, Stärkendes und Selbststabilisierendes, vielmehr kalte Positivisten und Besserwisser ohne Lebensachtung und Gottesfurcht wie Voltaire hervorgebracht. Um nur aus zahlreicher Literatur zwei konträre Bücher zur Einführung auszuwählen: Th.W. Adorno „Dialektik der Aufklärung“ und Herrmann Lübke „Religion nach der Aufklärung“. Die Religion läßt sich nicht einfach abschalten, wenn man nicht ihre Lücke wie aus gefallenem Früchten zu Alkohol vergä-

ren lassen will. Die gegenwärtige Jugend verkommt mit ihrem ungestillten Bedürfnis danach in Sekten. Und für uns gilt: Akribie im Wissenschaftlichen ersetzt keine präzise verlässliche Lebensführung, ist aber als Einübung in Disziplin überhaupt unerlässlich.

Die wichtigsten Dinge erledigen sich von selbst, wenn man sie so lange übt, bis man sie ausführend vergessen hat und Gewohnheit an die Stelle der Überlegungen getreten ist. Wenn ich auf dem Kontrabaß das Oldtimestück „New Orleans“ spiele und durch den Quintenzirkel muß, wissen meine Finger, daß ich eine Treppe von der G-Saite zur A-Saite hinuntersteige. Beim langsamen Heruntersteigen habe ich die Töne vergessen, die ich spiele. Ich orientiere mich nur am Ausgangston und den gegenüberliegenden Stufen der Quarten. Nicht mein Kopf, sondern mein Körper mit der Fußspitze achtet darauf, mit dem Banjo und dem Schlagzeug im Takt zu bleiben. Und wenn dann im selben Stück ein Tonartwechsel erfolgt, bleibe ich im gleichen Ritus, spiele aber dann in der um einen Ganzton versetzten Quartentreppe die Töne richtig, die ich nicht einmal geübt habe und die ich daher auch nicht kenne. Sollte es mir einfallen, sie während des Stücks kennen zu lernen, bin ich sofort neben und außerhalb Takt und Rhythmus.

Aufklärung über Rituale und Gewohnheiten irritieren also und stoppen ihren Ablauf und lassen das wenige an vorbildhafter Humanität wieder scheitern, was über Jahrhunderte in den Kirchen geübt wurde und gelang. Der Weg war also eher der von der „Rezeptivität der Aufklärung“ in ihre *gestörte* „Produktivität“. Dies war offenbar damals Cassirer (1874–1945) nicht klar. Ich vermute, er hat als Gelehrter den Schwanengesang christlichen Lebenshalts inmitten der Veitstänze konkurrierender Ideologien der Weimarer Republik nicht nur nicht gehört, sondern auch gar nicht hören wollen. Dagegen war er vom intellektuell bengalischen Feuerwerk roter, brauner und schwarzer Genossen (mit „schwarz“ meine ich Heideggers verminte Katholizität) fasziniert. Das war ihm bislang beim Zusammenstellen „symbolischer Formen“ so noch nicht vorgekommen.

Lichtenberg vermerkt im „Sudelbuch“-Heft L 270 (1796 postrevolutionär gestimmt): „Kant sagt irgendwo einmal: Die Vernunft ist mehr polemisch als dogmatisch.“ Dieser Satz, ohne Beispiel schon einleuchtend, trifft Cassirer. Von der anvisierten Dogmatik seiner Lehrer Cohen und Natorp und seinen eigenen „transzendentalphilosophischen Untersuchungen über Kant“ ausgehend, mußte der rezeptive Schwung aufklärerischer Dogmatik – weil ihm das Publikum und diesem ein allgemeines Verständnis im Breiten und gar erst in der Tiefe des Neukantianismus fehlte – auf absehbare Weise polemisch werden.

Ich selber habe den „Vernunftgebrauch“ eher polemisch kennengelernt, – bis ich mit Euch in sieben Semestern die „Kritik der reinen Vernunft“ Zeile für Zeile las –, zu beobachten etwa bei Lukacs „Die Zerstörung der Vernunft“, ein Buch, dessen Arroganz mich immer noch ärgert, weil ich dem einige Plausibilität abgewann, stand doch damals $\frac{3}{4}$ der Welt im Bann des Kommunismus. Inzwischen weiß ich durch meine eigenen Augen, wie furchtbar er in wenigen Jahren Afrika her- und hingerichtet hat. Das haben selbst die katholischen Spanier und Portugiesen seit dem 16. Jahrhundert in Südamerika so nicht

geschafft. Die Bestialität wird immer schneller. Aber ich höre hier auf, weil meine Mahnung an Benjamin L. schon abgesendet ist, ähnlich übrigens auch der Botschaft Ernst Cassirers, der vielleicht im Ernstesten zu weitläufig, gelassen aber wenig geschrieben hat.

Herzlich, Ihr F.W. Korff

Zsuzsanna Gahse

Telegramm aus London

Am liebsten möchte ich
Dir jetzt zum Geburtstag
danken, während eher
Glückwünsche angebracht
wären. Hier die liebsten

Wünsche daher, zunächst.
Aber dann doch der Dank
für die Ideen, für
Deine Gedanken, die
wie ein Hefekuchen

aufgehen und deren
Geschmack sich Jahr für Jahr
mehr entfaltet. So ist
convincere. Leuchtet
ein. Ein Vergnügen ist

es, Dir hinterher zu
stolpern, mit unseren
Unterhaltungen im
Hinterkopf, lieber Gert.
Auch hier in London

sind sie präsent, was im
Stadtdurcheinander oft
hilfreich ist. Herzlichen
Dank, bin delectiert, auch
an Deinem Geburtstag.

Deine Zsuzsanna

Schreibschule, Lebensschule, Literaturförderung

In dem von Walter Jens herausgegebenen Band *Schreibschule*,¹ der Sammlung von Texten eines Schreibseminars an der Universität Tübingen, das Jens als eine Abwandlung der amerikanischen *creative-writing*-Studien verstanden wissen wollte, fiel Gert Ueding und mir das Amt des Warnens vor allzuviel Optimismus zu. Während Ueding von einem aktuellen „Unbehagen an der Hypertrophie unserer Schriftkultur“ sprach, faßte ich meine Skepsis im Titel des Beitrags „Diplom-Schriftsteller mit Pensionsanspruch?“ zusammen, verwies aber auch auf Jens' einschränkenden Satz „Seminare können keine Pflanzstätten für Dichter sein.“ Trotzdem sei vor Jahren „ein Schreibseminar-Eleve aus Tübingen“ beim Ingeborg-Bachmann-Preis „dekoriert worden“. Aber unter den Texten des Bandes von 1991 findet man heute keinen, dessen Verfasser sich im letzten anderthalb Jahrzehnt als Schriftsteller einen Namen gemacht hätte. Und es war gewiß nicht mein Verdienst, sondern lag an der Begabung des Autors, daß in den „Übungen zu schriftstellerischen Versuchen von Studenten“, die ich an der Universität Köln gehalten habe, einer saß, der sich heute längst als Lyriker profiliert hat: Norbert Hummelt. Was ich mit meinen sommerlichen Semesterübungen hoffte erreichen zu können, war: die Phantasie zu mobilisieren, Sensibilität für die literarische Sprache zu wecken und die Kritikfähigkeit zu fördern.

Diese Übungen fallen in die Zeit, in der Gert Ueding und ich Freundschaft schlossen. Seit 1982 gehörten wir für mehrere Jahre gemeinsam der Jury des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs in Klagenfurt an. Hier lasen Autoren, die nicht mehr in die Schreibschule gingen, und – von Ausnahmen abgesehen – wohl auch nie einen Kurs für *creative writing* besucht hatten. Sie waren zumeist auf Anregung der Verlagslektoren von Jurymitgliedern vorgeschlagen worden, also bereits „gesiebt“. Daß auch da gelegentlich jemand, mit Hilfe zweifelhafter Protektion, hatte durchschlüpfen können und sein Fiasko spätestens bei der kritischen Beurteilung im Anschluß an seine Lesung erlebte, steht auf einem anderen Blatt. Alles in allem gab und gibt es keinen literarischen Wettbewerb mit solch breiter Auswahl von Autoren und solcher öffentlichen Resonanz wie den Klagenfurter. Unausbleiblich war die Enttäuschung, die auf die Mehrzahl der 28 lesenden Autoren wartete (nur vier Preise konnten vergeben werden). Ein Honigschlecken war der Wettbewerb selbst für die Mitglieder der Jury nicht, die

¹ Walter Jens (Hg.), *Schreibschule*, Frankfurt a.M. 1991.

sich hier als Kritiker auf dem Prüfstand sahen. Dennoch waren die Klagenfurter Tage auch Festtage. In genauer Erinnerung geblieben sind mir die Busfahrt aller Teilnehmer des Wettbewerbs nach Maria Saal, aufwärts zur wehrhaften, im 15. Jahrhundert gegen Türkeneinfälle zur Burg ausgebauten Kirche, weiter zum Empfang des Bürgermeisters von Klagenfurt im Kärntner Freilichtmuseum, und später das obligatorische Schiffsfest auf dem Wörther See am Abend nach dem Ende des Wettbewerbs. Viele Bekanntschaften, viele Freundschaften wurden in der Klagenfurter „Woche der Begegnung“ geschlossen.

Eine Fortsetzung ganz anderer Art fand Gert Uedings und meine Mitarbeit in der Jury des Ingeborg-Bachmann-Preises unmittelbar nach der deutschen Wiedervereinigung. In Leipzig war das zur Zeit der DDR gegründete Johannes R. Becher Institut der neuen kulturellen Situation anzupassen und unter neuen Perspektiven der Lehre und mit anderem Lehrpersonal fortzuführen. Es wurde schließlich unter dem Namen „Deutsches Literaturinstitut“ wiedergegründet. Gert Ueding und ich waren von der Universität Leipzig in die Gründungskommission berufen worden.

Das Leipziger Institut hatte den Gedanken der „Schreibschule“ professionalisiert, es hatte junge Talente aufgenommen und mit den für die schriftstellerische Laufbahn wichtigen Fächern vertraut gemacht – viele namhafte Autoren der jüngeren Generation in der DDR sind durch das Johannes R. Becher Institut gegangen. Zum Abschluß des Studiums hatte der Absolvent eine größere Arbeit abzuliefern. Sieht man von den alten ideologisch-politischen Vorgaben und der neuerlichen Bindung an die Philosophische Fakultät ab, so war am Grundcharakter des Instituts nichts zu ändern. Die in zeitlichen Abständen zusammentretende Kommission beschäftigte sich mit der Nominierung der Fächer – neben den Verschiedenen Sparten/Gattungen der Literatur die Literaturgeschichte und die philosophische Ästhetik –, ließ die Bewerber für die ausgeschriebenen Stellen ihre Vorstellungen von der Lehre entwickeln und machte Vorschläge für die Berufung. Im übrigen war die Einladung stets wechselnder Gastdozenten oder -professoren vorgesehen. Als glücklichen Moment erlebten wir die Neueröffnung des Leipziger „Deutschen Literaturinstituts“ unter seinem ersten Direktor Bernd Jentzsch.

Bei den vielen Besuchen Leipzigs habe ich die Stadt lieben gelernt (es ist wohl Gert Ueding nicht anders ergangen). Gerade durch den Kontrast zu Dresden, der Stadt aristokratischer Kultur, der Stadt des Barock und Augusts des Starken, hat mich Leipzig als Inbild bürgerlicher Kultur, als die Stadt Bachs einerseits und der Aufklärung andererseits fasziniert. Die Mitarbeit in der Kommission zeigte Gert Ueding und mir ein Beispiel, wie Schreibschule und *creative-writing*-Studium auch institutionell in die deutsche Universität eingebunden werden können.

Meine Skepsis konzentriert sich inzwischen auf eine andere Art von Förderung junger schriftstellerischer Talente, und sie ist kürzlich verstärkt worden

durch Dieter Wellershoffs Essay „Der riskante Beruf des Schriftstellers“.² Wellershoffs Thema ist hier das Problem der sprunghaft gewachsenen Zahl von jungen Schriftstellern, die ihr Dasein nur mit Hilfe eines weitverzweigten Netzes von Stipendien und Förderpreisen, Workshops, Wettbewerben und kulturellen Festivals fristen, also von Staat und Gesellschaft eine Art „Grundversorgung“ erwarten. Die Verlage nutzen diese Entlastung von finanzieller Fürsorge für ihre Autoren, „durchaus in der Absicht, ein lebendiges literarisches Leben zu fördern, aber letzten Endes auf Widerruf“.

Als langjähriges Mitglied im Kuratorium einer der großen Kultur-Stiftungen, der Jürgen-Ponto-Stiftung zur Förderung junger Künstler – mit einem Schriftsteller zuständig für den Bereich Literatur –, kann ich die Eindrücke Wellershoffs nur bestätigen. Überhaupt nicht in Frage gestellt sei die Unterstützung junger Talente, die Wichtigkeit einer Starthilfe. Sie hat sich in dem Umkreis, den ich überblicke, in vielen Fällen „ausgezahlt“, in manchen sogar auf glänzende Weise. Daß sich nicht alle Erwartungen erfüllen, kann kein Einwand gegen die Förderungsinstitutionen sein. Die Kunst, besonders die Literatur, ist viel zu inkomparabel, also zu wenig meß- und auf den Erfolg hin berechenbar, als daß sie mathematisch-naturwissenschaftliche Voraussagen erlaube. Zu reden aber ist über eine Arbeits- und Lebenshaltung, die durch das Förderungssystem begünstigt wird. Dabei erbringt eine Berufung auf die Unterstützungssysteme, mit denen der Staat in der DDR den Schriftstellern das Schreiben erleichterte und zugleich erschwerte, nur wenig. Denn dort war das Versprechen der Existenzsicherung verknüpft mit der Erwartung eines Einverständnisses mit den politischen Zielen der Regierung und den Gesetzen einer – wie weit auch immer gefaßten – sozialistisch-realistischen Schreibweise. Eine Vorzensur setzte schon bei der Bearbeitung des Manuskripts im Verlag ein, sofern sich der Autor nicht vorsorglich in bußfertiger Selbstzensur geübt hatte. Daß dies weniger für die erfolgreichen Autoren zutraf und daß die Zensur in den letzten Jahren der DDR die Zügel lockerer lassen mußte, ändert nichts an der grundsätzlichen Verpflichtung des Autors gegenüber dem Staat.

In der Bundesrepublik, in Österreich und in der Schweiz besteht weder eine Literaturdoktrin noch ein Verbot der offenen politischen Meinungsäußerung (ausgenommen die Leugnung des Holocaust und eine völkerverhetzende Tendenz), also auch keine Verpflichtung des Autors zu einer bestimmten Schreibweise, zur „Linientreue“ oder zu umfassender „Dankbarkeit“ gegenüber den mäzenatischen gesellschaftlichen oder staatlichen Institutionen. Der geförderte Anfänger, der Stipendiat oder Literaturpreisträger, ist frei in der Wahl seines Themas und seines Schreibstils.

Diese Freiheit gibt dem jungen Talent Selbstsicherheit, aber sie verleitet den Anfänger, der sich im Netz der mäzenatischen Einrichtungen aufgefangen sieht, leicht auch zum Realitätsverlust. Dies in doppelter Weise. Da er sich der Notwendigkeit, einer anderen Erwerbstätigkeit als dem Schreiben nachzugehen,

² In: Dieter Wellershoff, *Der lange Weg zum Anfang. Zeitgeschichte, Lebensgeschichte, Literatur*, Köln 2007, 176–180.

enthoben glaubt, zieht er sich – wogegen an sich nichts zu sagen ist – so weit wie möglich an seinen Arbeitsplatz, den Schreibtisch, zurück. Er genießt den Vorteil, ausschließlich das machen zu können, was er am liebsten tut: Gedichte oder andere literarische Texte zu verfassen. Haben ihm erst mehrere fördernde Institutionen unter die Arme gegriffen, festigt sich seine Zuversicht, von seiner Schreibtischarbeit „ganz gut“ leben zu können. So trübt sich der Blick für die harte Realität des Schriftstellerberufs, die ihn einmal ereilen wird. Der Schreibtisch wird zur Zuflucht, ist aber keine Stätte der Kommunikation, er isoliert den einzelnen aus dem breiten Strom des Lebens, er ist ein schlechter Ort, Anregungen zu empfangen und produktiv werden zu lassen. Er kann, auch bei starker dichterischer Phantasie, zur ausschließlichen Konzentration des Autors auf sich selbst, zum Ungleichgewicht zwischen Selbstreflexion und Wahrnehmung des Lebensstroms führen, also zum Realitätsverlust in einem zweiten Sinne.

Instruktiv ist das Beispiel des Diplomaten Erwin Wickert, der nach dem Zweiten Weltkrieg und nach Rückkehr aus der Internierung in Japan zwangsläufig das Schreiben zum Broterwerb der Familie benutzte, aber dann doch in den diplomatischen Dienst, ins Auswärtige Amt, zurückkehrte. Seine Begründung:

Ich sehe die Welt nur noch über meinen Schreibtisch. Ich kenne sie gar nicht mehr. Ich weiß nicht mehr, was wirklich vor sich geht. [...] Ich will nicht mehr zur Zufut derer gehören, die in der Literatur leben und die nur Literatur denken, ohne die Welt zu sehen.³

Hier ist genau die Gefahr der „Weltlosigkeit“ beschrieben, in die der junge Schriftsteller geraten kann, wenn er sich durch Förderungen wie in einem Hort aufgehoben glaubt.

Wickert, Gesandter in London, Botschafter in Bukarest und Peking, Unterhändler in Geheimverhandlungen mit der sowjetischen Delegation, vertiefte sein Wissen von westlichen, östlichen und fernöstlichen Staaten und gewann durch Anschauung und Wahrnehmung Mittel und Maßstäbe zur kritischen wie gerechten Beobachtung der unterschiedlichsten Kulturen. Auch wenn solche Erfahrungsschätze nur Stoffgrundlage für Dichtung – Wickert hat Hörspiele, Romane und bedeutende autobiographische Bücher geschrieben – und noch kein Garant für eine angemessene künstlerische Form sein können, ist ihre Mitgift doch eine Weltoffenheit des Erzählens.

Deutlich wird am Beispiel Wickerts, daß weder Stipendien noch Schreibschulen die Lebensschule ersetzen können. Das haben alle in mäzenatischen Gremien Mitwirkenden und alle literarischen Debütanten mitzubedenken. So viele „Talente“, wie die Schreibschulen und Workshops bevölkern, kann es in Wahrheit nicht geben, und gäbe es sie, so würden die meisten an den Konkurrenzbedingungen scheitern oder würde der Buchmarkt an ihnen erstickten. So bleibt die Förderung schriftstellerischer Talente eine Notwendigkeit in einer lebendigen Kultur, hat aber auch ihre Tücken. Ich kenne Fälle, in denen junge Schriftsteller, nachdem sie einen Literaturpreis erhalten hatten, „abhoben“, ihren Erwerbsberuf oder Nebenberuf aufgaben und schon nach kurzer Zeit

³ Erwin Wickert, Mut und Übermut. Geschichten aus meinem Leben, Stuttgart 1991, 489.

hilfesuchend wieder bei der Institution anklopfen, deren Satzung eine Weiter- oder gar Dauerförderung der Preisträger ausschließt (daß in Härtefällen nach Wegen für Ausnahmen gesucht wird, sollte freilich nicht ausgeschlossen werden).

Bei allen Vorbehalten gegen ein Förderungssystem, das auch die Selbstüberschätzung junger „Schreibender“ fördert, kann dennoch das Ergebnis *aller* Überlegungen nur ein Plädoyer für die optimale Unterstützung jener Schreibversuche sein, die als ein Versprechen für die Zukunft erkennbar werden. Denn Literatur, die es verdient, „ein Medium zur Erweiterung und Vertiefung unserer Wahrnehmung des Lebens“⁴ genannt zu werden, gerät zunehmend in den Schatten der Unterhaltungsindustrie. Selbst bei den führenden Feuilletons beobachten wir zur Zeit ein schwindendes Interesse für eine Literatur, die nicht einem aktuellen Bedürfnis nach dem Erleben eines „Ereignisses“ entspricht. Diese neue „event“-Bewegung, hervorgerufen und verstärkt durch die audiovisuellen Medien, hat in auffälliger Weise selbst schon auf das katholische Weltjugendtreffen und den evangelischen Kirchentag (beide in Köln) übergriffen. Man konnte den Eindruck gewinnen, daß große Massen der Jugendlichen weniger um des Glaubens willen und mehr in der Hoffnung auf große (zumeist musikalische) Rahmenveranstaltungen gekommen waren, daß sie hier spektakuläre Begegnungen, Ereignisse, „events“ erwarteten. Die großen Shows im Fernsehen sind „events“ in großen Hallen und lassen Millionen von Zuschauern mit teilnehmen. Und in den Feuilletons selbst der bedeutenden Zeitungen engen die Medien-Seiten die Literatur-Seiten ein. Musikshows und Talkshows werden besprochen wie wichtige Theaterpremierer und wie Bücher, ihre Stars wie Anwärter auf den Nobelpreis behandelt.

Niemand kann ernsthaft verlangen, daß Kulturredaktionen und literarische Öffentlichkeit die Veränderungen im Zeitalter der „Medien“ nicht zur Kenntnis nehmen. Entwicklungen lassen sich nicht einfach zurückdrehen. Literatur, die nicht nur der Unterhaltung dienen will und sich an den individuellen Leser richtet, muß sich wohl oder übel in ihrem Reservat einrichten. Umso dringlicher aber ist es, die zu fördern, auf die unsere Hoffnungen für eine zukünftige Literatur ruhen.⁵

⁴ Dieter Wellershoff, *Der lange Weg*, 158.

⁵ Dieser Beitrag überschneidet sich mit Überlegungen, die der Verfasser auch in seinem im Herbst 2008 (bei Bouvier in Bonn) erscheinenden Buch *Wahrnehmung des Lebens. Vom Schreiben im Nebenberuf* entwickelt.